

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 20 (1944-1945)
Heft: 5

Artikel: Erlebnisse mit Künstlern
Autor: Feuz, Ernst / Huber, Fortunat
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1069563>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Ein Brief von Ernst Feuz

Mit Randbemerkungen von Fortunat Huber

Illustration von Hans Tomamichel

Der Brief:

Der «Schweizer-Spiegel», das steht fest, erfüllt eine nationale Mission. In jedem Heft wirbt er irgendwie für das Sich-Verstehen der mannigfaltigen und eigenwilligen Gruppen unserer schweizerischen Bevölkerung, indem er an das gemeinsam menschliche und schweizerische Empfinden appelliert, das uns über alle Eigen- und Sonderart hinweg verbindet.

Ein treffendes Beispiel dieses Brückenschlagens liefern die ab und zu erscheinenden Artikel zum Thema «Künstler und Publikum». Da werden der Künstler und der Herr aus dem Publikum behutsam am Rockzipfel gefaßt und einander gegenübergestellt, bis sie merken, daß sie sich im Grunde gar nicht so fremd sind, daß sie außer der Kunst, die der eine schafft und der andere immer

irgendwie bewundert, noch etwas gemeinsam haben — ganz einfach das Menschliche! Und daß sich auch bei uns der einfachste Handwerker und der Künstler irgendwo in dieser Sphäre des Gemeinsamen treffen möchten — wie es Arnold Huggler im Novemberheft als für Paris so charakteristisch bezeichnet — dafür wirbt der Verfasser des Artikels, dafür werben die Herausgeber des «Schweizer-Spiegels».

*

Wenn nun in Tat und Wahrheit bei uns der Kontakt zwischen Künstler und Publikum trotz viel guten Willens auf beiden Seiten noch nicht immer so ist, wie wir es wünschen möchten, so liegt das durchaus nicht immer einseitig am mangelnden Verständnis des Publikums für den Künstler, sondern ebenso oft am unverständlichen Verhalten des Künstlers gegenüber dem Publikum. Wie oft verlangt nicht der Künstler noch heute zu Unrecht für sich andere Maßstäbe der Beurteilung für sein Verhalten, als sie für die gewöhnlichen Sterblichen Geltung haben? Damit distanziert er sich vielfach bewußt vom breiten Publikum, um sich dann doch wieder über diese Tatsache zu beklagen, dann nämlich, wenn in seiner «splendid isolation» auch die nicht gesuchten materiellen Rückwirkungen fühlbar werden.

Mit drei kleinen Beispielen aus persönlichster Erfahrung möchte ich einen bescheidenen Beitrag zu dieser Diskussion zwischen Künstler und Publikum leisten.

*

Vorab meinem Zeichenlehrer am Seminar, einem wirklichen Künstler, verdanke ich Interesse und Liebe für Kunst und Künstler. Er gehörte zu jenen seltenen gottbegnadeten Mittlern. Daß ich eines Tages aber dazu kommen könnte, ein wertvolles Original von einem leibhaftigen Künstler zu erstehen, daran wagte ich allerdings nie recht zu denken, hatte ich mir doch mein langes Studium mühsam genug selbst verdienen müssen.

Ich sah die Preise guter Bilder an den Ausstellungen und erspähte andererseits in meinem Budget nie eine verwendungsfreie analoge Summe. Dabei blieb es zwei Jahrzehnte lang. Als ich dann eines Tages für den «Schweizer-Spiegel»-Verlag ein Buch schrieb, war mein Entschluß gefaßt. — Die in Aussicht stehende zusätzliche Einnahme sollte nun endlich dem lang gehegten Wunsche Verwirklichung bringen: Ich wollte mir ein Original erstehen! Und um gleich zwei Fliegen auf einen Schlag zu kriegen, beschloß ich, mein Bildnis in Auftrag zu geben. So käme ich zu einem Original und legte zugleich den Grundstein zu einer Ahnengalerie für meine Nachkommen, einen ersten Baustein zu einer leider bisher nicht vorhandenen Familientradition.

Ich wandte mich an einen mir bekannt gewordenen Künstler, der mir unlängst in geselligem Kreis das Du angeboten. Er war gleich bereit, den Auftrag auszuführen, um so mehr, als ich ihm gleichzeitig ein teures Aquarell abkaufte und bar bezahlte. Die für das Porträt verlangte Summe konnte ich nur durch mein in Aussicht stehendes Honorar begleichen, wovon ich den Mann in Kenntnis setzte, mit dem Bemerkung, daß ich, sollte ich bei Fertigstellung des Porträts noch nicht in dessen Besitz sein, vorläufig monatliche Ratenzahlung vorschlage — es konnte sich schlimmstenfalls um zwei Monate handeln. Der Künstler und Duzfreund — einem fremden hätte ich den Vorschlag nicht zu machen gewagt — erklärte sich einverstanden. Nach zwei oder drei Sitzungen aber überraschte er mich mit der brüsken Eröffnung, auf Ratenzahlung könne er nicht eingehen, er könne seinen Schneider und Weinhändler auch nicht mit Raten abfinden, ich müsse das verstehen. Das verstand ich nun allerdings nicht, ohne jedoch eine Einwendung zu machen. Ich bezahlte stillschweigend auf einmal die ganze Summe, indem ich einfach dem geduldigeren Staat den entsprechenden Betrag an die Steuern noch für zwei Monate schuldig blieb. Anders wußte ich mir nicht zu helfen.

Von diesem Augenblicke an aber war mir im Atelier dieses Künstlers nicht mehr recht heimelig. Seit der Künstler bei mir als Mensch verloren, verbreitete sich auch eine eigentümliche Kälte in dem Raum, der mir vorher ein trautes Refugium gewesen.

Nicht daß ich den Mann durch unverständiges Benehmen zu seiner brüskten Einstellung provoziert hätte, im Gegenteil, er rühmte meine Qualitäten als Modell. Ich redete ihm kein Wort in die Arbeit, wiewohl er mich zu einer Pose nötigte, die ich mein Lebtag noch nie eingenommen und die auch alles andere als für mich charakteristisch war.

*

Als mir von meinem besagten Honorar dann noch ein Batzen übrig geblieben, wünschte ich eine schöne Fläche über dem Kamin meines Wohnzimmers mit einem passenden Bilde zu zieren. Meiner Frau wäre ein schönes Blumenstück recht gewesen — und wenn Frauen schon einmal zu einer solch «unnötigen» Ausgabe ihre Einwilligung geben, so muß man das Eisen schmieden, solange es heiß ist. Ich war glücklicherweise mit einem besinnlichen Maler vom Lande bekannt geworden, der in das Bild einer einfachen Feldblume ein Höchstmaß von Innigkeit und Beseelung hineinzuzaubern verstand. Er war darum geschätzt und gesucht, handelte es sich doch da um eine Kunst, die in breitesten Volkskreisen verstanden wurde, ohne daß der Künstler einem fragwürdigen Geschmacke Konzessionen gemacht hätte. An diesen wandte ich mich: «Los, mach mer o so nes Blüemli; lue, da häre chäm's. Es dünkt mi, es paßti nüt besser grad da häre als äbe öppis vo Dir.»

Er war's zufrieden, behielt sich immerhin ein paar Monate vor. «Öppis, won-ihm dran gläge sig, bruuch gäng sy Zyt.» Ich verstand das und drängte nicht, freute es mich doch, daß ihm nicht irgend etwas gut genug war für mich.

Als aber viele Monate ins Land ge-

gangen und ich nichts mehr hörte, dabei aber wußte, daß der Mann, eben weil er nicht en masse produzierte, nicht auf Noten gebettet war, schickte ich ihm mit ein paar entschuldigenden Worten eine Anzahlung an das versprochene Bild. Er nahm mir das Müppli nicht böse auf, versprach mir neuerdings, und ich wartete, warte nun schon — drei Jahre lang!

*

Inzwischen ließ ich mich in naiver Verkennung der Abgründigkeit genialer Künstlerseelen in ein neues Abenteuer ein, das mir die bitterste Enttäuschung bereiten sollte.

Meine Frau hatte noch Kontakt aufrecht erhalten mit einer ihrer ehemaligen Schülerinnen, die gegen den zähen Widerstand ihrer gutbürgerlichen und wohlmeinenden Eltern eine frühe Ehe durchgesetzt mit einem Habenichtsvon jungem Künstler, der statt klingender Grundlage den unbeschwerten Glauben an sich selbst und seine Kunst in sich trug. Der Liebe seiner jungen Frau war das eine solidere Zukunftsverheißung als die satte Bürgerlichkeit ihrer in Standesvorurteilen befangenen Eltern. Das waren Leute nach meinem Sinn — das waren doch noch Idealisten!

Sie schlugen sich durch, mehr schlecht als recht, denn der schwiegerväterliche Beutel blieb zugeknöpft. Nun hatte ich — zwar kein Geld mehr für ein Original — aber dafür eine Idee. Ich hatte zum Wohle und zur Erholung meiner Kinder für einige Monate im Tessin in einer von Künstlern nicht grad gemiedenen Gegend ein schönes Haus gemietet. Konnte ich dem Manne dort nicht zu ein paar Wochen unbeschwerten Schaffens in für ihn ganz neuer, anregender Landschaft verhelfen — und mir obendrein zu einem Bilde? Ich schlug ihm vor: Freie Reise, freie Station, volle Bewegungsfreiheit, ganz wie wenn er Herr im Hause wäre. Gegenleistung: Ein Bild nach freier Wahl. Er schlug begeistert ein.

Und nun führen wir zusammen hinunter an den schönen Langensee, zu Fuß

und zu Rad, nicht den direkten Weg, die breite Heerstraße, sondern auf Seitenpfaden durch unberührte Landschaft, deren intimen Reiz und den stiller Gaststätten auskostend. Es war eine schöne Fahrt, und der junge Maler genoß das Schöne und Neue unbeschwert. Auch ich fühlte mich behaglich in meiner ungewohnten Mäcenatenrolle. Ich traktierte den Mann über den eigenen einfachen Lebensstil hinaus mit Wein und guten Zigarren, nichts sollte ihm mangeln, seine Muse zu beschwingen. Er pinselte demnach tüchtig drauflos, wobei ich ihm als Trägerbursche diene. Item, dem Manne fehlte es an nichts, wahrlich an nichts. Und als ihm zu seinem Glücke und zu seiner künstlerischen Inspiration nichts mehr fehlte als sein «Chnuschteli», sein sprütziges, rundes, junges, ihm noch nicht lange angetrautes, liebes Frauchen, so lieben wir ihm auch das noch kommen und räumten dem seligen Paar unser bestes Zimmer ein, damit es nicht in getrennten Klausen zu nächtigen brauchte. Kein Wunder, wenn nun eine Leinwand nach der andern ihre Blässe verlor und das Aquarellpapier auszugehen drohte.

Erst ein eidgenössisches Aufgebot zu einem HD-Tarnungstrupp setzte dem sommerlichen Idyll nach langen Wochen ein jähes Ende. An der Aufforderung, nach dem vaterländischen Dienste im Herbst zurückzukehren, ließen wir es unserseits nicht fehlen. Der junge Mann nagelte die reiche Ernte des Sommers fachgemäß in die vorbereiteten Leisten, und dann fuhr er mit seinem Täubchen los, hoch zu Rad mit fliegender Mähne, den Berg hinab und gotthardwärts! — Meine Frau und ich porzten dann dreier-, viermal den Berg hinab und wieder hinauf, die schweren Bilderkisten zur Post zu schleppen, um sie dem beschwingten Paare nachzusenden.

Ja, und nun die vereinbarte Entschädigung? Damit verhielt es sich so: Ich hatte unglücklicherweise schon bald

einmal meinen Wunsch geäußert nach einem Bild, das der junge Mann gleich im Anfang in Arbeit nahm, dessen landschaftliches Motiv mir sehr lieb war. Aber leider dämpfte merkwürdigerweise mein Interesse für den Gegenstand die Anteilnahme des Künstlers in augenfälligster Weise. Er machte schnell fertig, sah bald nichts mehr zu verbessern, während er sich an andern Motiven nicht genug tun konnte mit immer wieder neuen Überarbeitungen. Das tat mir ein wenig weh, ich ließ mir aber nichts anmerken, denn Künstler sind doch so empfindliche Menschen. Ich gab mir Mühe, immer noch das in das Bild hineinzusehen, was mir am Motiv lieb und teuer war und was objektive Betrachter im Bilde nicht fanden. Ich war aber vollends deprimiert, als Kenner mir die Arbeit als qualitativ billig bezeichneten. Da tönte ich dem Künstler an, daß ich nicht mehr unbedingt auf dieses Bild reflektierte. Potz Blitz! Jetzt wurde er plötzlich rabiat, sandte mir freilich ein anderes Bild — das er nebenbei, wie auch das erste, im Gegensatz zu *allen* andern auf keiner Ausstellung zeigte — mit einem unflätigen Brief, in dem er mir nichts mehr und nichts weniger an den Kopf schmiß als den unerhörten Vorwurf, ich hätte von allem Anfang an nichts anderes im Schilde geführt, als ihn auszunutzen! — Ich war einfach baff! Ich war empört. Als ich mich ein wenig erholt, trug ich das Bild zur Post und sandte es zurück.

*

Mir aber war nach diesen Erfahrungen der Mut entsunken, aus meinen materiell bescheidenen Verhältnissen heraus zu versuchen, statt verhältnismäßig teure, wenn auch gut aufgemachte Reproduktionen ein erschwingliches Original mir zu erwerben. Es machte mich das ein wenig traurig. Ist es doch schon so, daß der schaffende Künstler und der nicht vermögliche wirkliche Liebhaber der Kunst nicht zusammen kommen können.

Die Randbemerkungen:

Verschmähte Liebe ernüchtert und enttäuscht, auch auf dem Gebiete der Kunst. Nun, die Kunst ist eine spröde Geliebte, und ihre Tempelhüter, die Künstler, erweisen sich jeder nähern Berührung schwer zugänglich wie Vestalinnen, nur daß man von diesen die Unnahbarkeit verlangte, welche man den Künstlern — zum Teil mit Recht — verübelt.

Die drei Erfahrungen von E. F., des bekannten Historikers, bei dem Versuch, aus einem platonischen Kunstfreund zum Besitzer von Kunstwerken zu werden, sind, gerade weil sie, mit unbedeutenden Abwandlungen, keine Einzelfälle darstellen, außerordentlich aufschlußreich.

Natürlich wäre es möglich, daß der Verfasser, vom Pech verfolgt, auf unwürdige oder besonders undankbare Vertreter der Künstlerschaft gestoßen ist. Es gibt solche bei dieser wie bei jeder andern Berufsgruppe. Dann würde es sich kaum lohnen, darüber zu reden. Mir scheint aber, daß E. F. selbst nicht diese Ansicht vertritt.

Wenn es sich aber, wie auch ich annehme, bei mindestens zwei von diesen drei Malern um rechte Künstler handelt, und wir anderseits E. F. zweifellos als echten Kunstfreund betrachten dürfen, dann ist es der Mühe wert, den Ursachen nachzugehen, die zu diesem für beide Teile unbefriedigenden Ergebnis geführt haben.

Die Bestellung

E. F. ist in allen drei Fällen nicht als Käufer, sondern als Besteller aufgetreten. Er hat damit ein ganz besonderes Wagnis unternommen. Wer ein vorhandenes Bild kauft, stellt an den Künstler nur Forderungen, die bereits erfüllt sind. Jedes bestellte Bild hingegen setzt den Künstler vor eine Aufgabe, die erst gemeistert werden muß und von der dieser nicht weiß, ob deren Lösung ihn selbst, und

noch weniger, ob sie den Besteller befriedigen wird.

Die meisten Künstler freuen sich zunächst über eine Bestellung. Aber sie empfinden diese, sobald sie an deren Ausführung gehen sollen, zugleich als Druck, als eine Beraubung ihrer Unabhängigkeit, als Einschränkung ihres freien Schaffens. Sie fühlen sich nicht mehr nur sich selbst, sondern auch dem Besteller gegenüber verantwortlich. Das belastet sie sogar dann, wenn es sich, wie bei dem Blumenbild, um die Darstellung eines Stoffes handelt, der im engsten Bereich des beauftragten Künstlers liegt.

*

Der Porträtist

Auf den ersten Blick empört das Verhalten des Porträtisten, der sich mit Ratenzahlung einverstanden erklärte, um dann unvermittelt die getroffene Vereinbarung rückgängig zu machen. Es bleibt auch auf zweite Sicht verwerflich, aber unverständlich ist es nicht.

Wir alle sind bei einer heikeln und anstrengenden Arbeit unzugänglich und reizbar. Der Künstler ist es ganz besonders, weil jedes Kunstwerk — als Schöpfung — gewissermaßen jedesmal neu aus dem Nichts geboren werden muß. Der Künstler befindet sich deshalb während seiner Arbeit in einer fast unerträglichen Spannung. Vor allem bis ihm wenigstens die Umriss der Lösung klar sind, die ihm als richtig einleuchtet. Die Spannung führt zur Entladung, wenn ihn eine scheinbar gefundene Lösung plötzlich als falsch berührt oder aber er den Eindruck hat, diese verdorben zu haben. Ich würde annehmen, daß solche Umstände den Porträtisten zu dem groben Bruch der abgemachten Zahlungsbedingungen veranlaßt haben. Es war ein Wutausbruch, der sich im Grunde nicht gegen den Besteller, sondern gegen ihn selbst richtete.

Daß der Künstler sich gerade E. F. gegenüber in dieser sträflichen Weise gehen ließ, hat noch eine andere Ursache.

Er hätte es höchst wahrscheinlich nicht jedem Kunden gegenüber getan. Herr E. F. machte sich die Annäherung an die Künstler dreifach schwer. Er trat nicht nur als Besteller auf, statt als Käufer, er setzte sich nicht bloß im ersten und dritten Fall der intimen Berührung mit den Malern während der Arbeit aus, sondern suchte die Künstler in allen drei Fällen unter seinen Bekannten. Gewiß nicht aus Bequemlichkeit. Es ist aus den aller-verschiedensten Gründen richtig, bei der Befriedigung von künstlerischen Bedürfnissen zuerst an seine Bekannten zu denken. Es offenbart die nicht nur in der Schweiz, sondern auf der ganzen Welt seltene Überwindung des beschämenden Vorurteils, daß man von Leuten, die man kennt, ohnehin nichts Rechtes erwarten könne; ferner die Erkenntnis, daß die Kunst nicht wurzellos in den Lüften schwebt, sondern der Umwelt, in der sie erwächst, verbunden sein muß, und wir deshalb verpflichtet sind, die Kunst unseres Lebenskreises ganz besonders zu pflegen. Aber: Im geschäftlichen Umgang mit Bekannten ist immer die Wahrscheinlichkeit groß, beleidigt zu werden. Nicht nur im Verkehr mit Künstlern. Die Furcht, auf Grund der Bekanntschaft «ausgenutzt» zu werden, ist allgemein. Man wartet fast auf Zumutungen, die einem nur Bekannte stellen können. Vor allem aber fehlen die Schranken, die uns einem Fremden gegenüber hindern, Mißstimmungen, die jedes Geschäft mit sich bringt, hemmungslos zu äußern. Das führt dazu, daß wir an Bekannten sogar Verärgerungen auslassen, die mit der geschäftlichen Verbindung überhaupt nichts zu tun haben. Diese Gefahr besteht bei uns allen. Bei Künstlern ist sie noch größer. Warum? Die Erklärung liegt in der Absonderung des Künstlers, die Herr E. F. selber feststellt.

Der Künstler und das Geld

Der Künstler steht außerhalb des allgemeinen Geschäftslebens. Er muß auch

RICHTIGES SCHWEIZERDEUTSCH

E suubers Spraachgwüsse

ghöört zum Charakter von iedem Schwyzer und ieder Schwyzere. Wër mäint ër chön rede grad wien ër wel, eb rächt oder lätz, — s göng ja Niemert öppis aa, — dë zläidwërchet öiserem Volch und öiserem Land, dän syni Dialäkt sind choschberu Kultuurgüeter!

De Stadt-Zürcher-Dialäkt.

Faltschi Uusspraach
und
faltsch Uusdrück:

<i>Faltsch:</i>		<i>Rächt:</i>
no	(Zür. Töbital)	na
nonig	»	nanig
nomene	»	nacheme
nöd, nööd	(Ostschweiz)	nüd, nüüd
nid, niid	(Wintertuur, Wyland)	nüd, nüüd
trëege	»	trääge
alwäg	»	alwääg
äinewäg	»	äinewääg
wëge dem	»	wäge dem
wënd Si	(Turgi, St. G.)	wänd Si
dënn	»	dän
wëmer	»	wämer
nume	(Basel, Bërn, Aargöi, Soleturn)	nu
s Gëärtli	(Turgi, St. G.)	s Gäärtli
s Chëärtli	»	s Chäärtli
s Bëerli	»	s Bäärli
s Pëerli	»	s Päärli
s Gschëll	»	s Gschäll
gstrickt	(schriftdeutsch)	glismet
es Bébé	(französisch)	es Windle- chindli
es Titi	(Züri-Amt, Aargöi, Bërn)	es Bääbi
de Sohn	(schriftdeutsch)	de Suu
Pfingschte	»	Pfeischte
en Löwe	»	en Löö

Zusammengestellt von Frau Ida Feller-Müller, Bund für Schwyzertütsch, Zollikerberg-Zürich

Geld verdienen, um zu leben, aber der Erwerb steht nicht im Mittelpunkt seiner Arbeit. Er hofft seine Werke in Geld umzusetzen, es ist ihm jedoch nicht das Wichtigste. Die Anerkennung, die der Verkauf seiner Werke bedeutet, freut ihn zwar, aber seine Freude ist gedämpft und zum Teil gebrochen, weil er weiß, daß Verkäuflichkeit durchaus kein Prüfstein für den Wert seiner Arbeit ist, sondern von Einflüssen kunstfremder Art mitbestimmt wird, ja sehr häufig im umgekehrten Verhältnis zum künstlerischen Wert steht.

Vor allem aber ist sich der Künstler bewußt, daß seine Arbeit eigentlich überhaupt nicht bezahlt werden kann. Hier liegt die Ursache seines zwiespältigen Verhältnisses zum Geld, das, weil er es einerseits braucht und andererseits verachtet, ihn in Geldsachen besonders empfindlich machen muß. Der Künstler ist immer von vorneherein überzeugt, überall, wo es um Geld geht, der Benachteiligte zu sein und übers Ohr gehauen zu werden. Die gleiche Erscheinung zeigt sich übrigens nicht nur bei Künstlern, sondern auch bei Gelehrten, bei Lehrern, Pfarrern, kurz bei Vertretern aller Berufe, deren wahre Leistung sich nicht am Maßstabe des Geldes messen läßt, da sie ihr Herzblut dort verströmen, wo eine angemessene Entschädigung außerhalb jeder Möglichkeit liegt.

Die Opfer der Ausbrüche ihres gestauten Selbsterhaltungstriebes sind begreiflicherweise die Bekannten, und unter diesen vor allem die wehrlosesten, jene, die auch nicht zu den Geldmenschchen zählen und deshalb in der Regel selbst nur über bescheidene Mittel verfügen. Denn auch ein Künstler wird sich zweimal besinnen, bevor er sich einem Mäcen gegenüber gehen läßt, von dem er noch weitere Aufträge erwarten darf. Weitaus am schlechtesten kommt der Freund und einmalige Kunde weg, der am ehesten Grund hätte, seinerseits in Wutausbrüche zu verfallen.

Der Außenseiter

Auch die Arbeit des Gelehrten, des Pfarrers, des Pädagogen kann nicht ihrem wahren Werte nach bezahlt werden, aber zum mindesten ist doch seine Daseinsberechtigung unbestritten. Anders beim Künstler. Er wird innerhalb unserer Gesellschaftsordnung weitherum als fragwürdiger Außenseiter betrachtet, als ein Luxusgeschöpf, ohne das es eigentlich auch gehen würde. Diese Mißachtung seiner Mission macht den Künstler einsam und unzufrieden. Das hat für ihn und die Umwelt verhängnisvolle Folgen.

Jeder von uns lernte in diesen Jahren die Seelenverfassung von Internierten kennen. Der Aufenthalt in von der übrigen Welt abgeschlossenen Lagern erzeugt bei ihnen eine eigentümliche Haltung. Sie sind von Zwangsvorstellungen besessen, die den Verkehr mit ihnen, selbst wenn sie sich über ihren seelischen Zustand gedanklich vollkommen klar sind, außerordentlich erschweren.

Die Stellung der Künstler hat in unserer Zeit eine große Ähnlichkeit mit jener der Internierten. Mitten unter uns sind sie, obschon sie sich frei bewegen können und sie kein Arbeitsverbot behindert, von uns abgesondert. Man stellt ihr Vorhandensein fest, man bemüht sich sogar um sie. Nur weiß man doch so eigentlich nichts mit ihnen anzufangen. Das läßt sich durch keine äußern Maßnahmen ändern. Die Musen können nur in einer Zeit gedeihen, in der die Musse Raum hat. Die Schönheit hat bloß Platz, wo die Zeit reicht, sie zu betrachten. Die Eingliederung der Künstler in das Leben wird erst möglich werden, wenn die Kunst in allen ihren Formen als notwendiger und selbstverständlicher Teil des Lebens anerkannt ist. Solange sich unser aller Tun — im Krieg und Frieden — in einem aufreibenden Kampf und Krampf erschöpft, sind die Aussichten dafür trüb.

Das darf uns nicht entmutigen. Es lassen sich bei uns Zeichen erkennen, die für die Stellung von Kunst und Künstlern verheißungsvoll sind. Zunächst einmal

die Aufträge, die der Staat neuerdings bei seinen Bauvorhaben für Künstler vorsieht, bei Amtshäusern, Bahnhofhallen, Wartesälen, Schulhäusern. Ja, es hat sich sogar die Erkenntnis durchgesetzt, daß es nicht zum Wesen von Kasernen gehört, häßlich zu sein und diese nichts an militärischem Wert einbüßen, wenn sie Freskogemälde zieren. Bei Fabrikneubauten und Umbauten werden Künstler beigezogen. Das Wirtediplom bildet nicht mehr der einzige Wandschmuck von Gaststätten. Alles das könnten Vorboten einer Zeit sein, welche die Künstler wieder in das Leben der Allgemeinheit miteinbezieht, ihre natürliche Stellung festigt und sie an die Arbeit auf «Bestellung» gewöhnt, ohne die — trotz aller Schwierigkeiten und Enttäuschungen — so wenig eine Einordnung des Künstlers in die Gemeinschaft denkbar ist, wie ohne die Möglichkeit zum freien Schaffen.

Ebenso erfreulich und ebenso wichtig sind die Kunstfreunde, die, wie E. F., es da und dort unternehmen, den magischen Ring, der Künstler und Publikum trennt, zu brechen. Gerade in unserem Land darf die Beziehung zum Künstler nicht dem Staate und einzelnen reichen Mäcenen überlassen werden. Wir, das Publikum, und nicht nur die Künstler, sind darauf angewiesen, daß es in jeder Stadt, in jedem Dorf, immer wieder und immer mehr Menschen gibt, welche die unmittelbare Berührung mit Kunst und Künstlern suchen.

Der Anfang ist immer das Schwerste. Ich besitze ein kleines Bild. Ich kann es auch heute noch, obschon bald dreißig Jahre vergangen sind, seit ich es erwarb, nie ohne das Gefühl einer milden Scham betrachten.

Ich studierte damals in Bern. Eines Abends führte mich ein Freund mit einem Maler zusammen. Schließlich saßen nur noch wir zwei da. Als die Wirtschaft geschlossen wurde, bezahlte der Maler die Zeche. Ich dachte mir nicht viel dabei, einmal, weil Studenten nicht gewohnt sind, als Spender aufzutreten, zweitens

weil ich dazu gar nicht in der Lage gewesen wäre. Da die Nacht uns noch jung schien, spazierten wir für einige Stunden durch die hallenden Straßen auf und ab. Ich muß dabei, unter anderem, ohne Nebenabsicht, von der Leere meines Portemonnaies gesprochen haben. Denn andern tags fand ich bei einem Griff in meine Manteltasche einen harten Gegenstand, der nur von meinem nächtlichen Begleiter herrühren konnte. Anders ließ sich die Herkunft des Fünflibers nicht erklären. Ein kleines Beispiel dafür, wie auch Künstler in Geldsachen großzügig sein können, trotz oder besser wegen ihrer zwiespältigen Einstellung zu diesen. Sie hängen eben selten an dem Geld, das sie besitzen, nur an dem andern, das sie besitzen sollten.

Bevor ich nach dem Abschluß meiner Studien ins Ausland verreiste, wollte ich ein Andenken an die Heimat erwerben, da mir die Rückkehr gar nicht so sicher schien. Ich bestellte also schriftlich von meinem Maler-Bekanntem ein Bild, Gegenstand: Wasser und Berg, Preis: 200 Franken, inklusive Rahmen. Dabei waren die Zeiten damals durchaus nicht billiger als heute.

Nach angemessener Frist traf das Bild ein, inklusive Rahmen. Weder das vorgeschriebene Wasser noch der bestellte Berg fehlten, und dennoch stand ein echter «Glaus» vor mir. Der Maler war meiner jugendlichen Unvernunft mit Großmut begegnet. Ich hatte eben bei meinem ersten Kunsthandel mehr Glück als Verstand. Damit darf man nicht rechnen. Die erste Liebe pflegt sonst für beide Teile mühsam zu sein und führt selten zum Ziel. Kein Wunder, sie ist überempfindlich, sie verlangt zuviel und vor allem selten das, was sie geben kann, in der Kunst wie im Leben. Aber wir dürfen deswegen weder der ersten Liebe noch uns selbst gram sein, noch viel weniger der Liebe überhaupt. Erst aus Enttäuschungen lernen wir, uns mit dem Möglichen zu bescheiden.